

Zeitfragen.¹⁾

Von P. Albert Maria Weiß O. Pr.

3. Fortiter in re, suaviter in modo.

Bald nach dem Unglücksjahre 1866 lasen wir in der damals zu Augsburg erscheinenden „Allgemeinen Zeitung“ einen Aufsatz, der die Ursachen des furchtbaren Unglückes untersuchte. Neben vielen anderen fand der Verfasser eine, und zwar eine der verhängnisvollsten Ursachen im Charakter der zum geographischen Begriffe Oesterreich vereinigten Völker begründet. Man habe, so behauptete er, den Mißerfolg des Jahres 1859 hauptsächlich darin gesucht, daß die Franzosen den Oesterreichern an Feuer, d. h. im Ungeßüm des Angriffs überlegen gewesen seien. Darum sei von dort an in der Ausbildung der Truppen die Losung ausgegeben worden: Drauf losgehen! Dieses Wort, so bemerkte der Artikel hämisch, habe der Oesterreicher verstanden, denn es habe so ganz seinem Bildungsgrade entsprochen. Diese Taktik sei nun aber gerade die rechte gewesen, um ihn zum wehrlosen Opfer eines so kaltblütigen und berechnenden Gegners zu machen, wie der Preuße ist: dieser habe ihm nur das Bajonnett vorzuhalten brauchen, damit er sich in seinem Ungeßüm selber daran spieße.

Wir verstehen uns wenig auf Kriegswissenschaft und Kriegsgeschichte. Wir denken aber, das werde wohl nur bildlich zu nehmen und ein etwas starker Ausdruck sein für den Gedanken, daß im Charakter der heftigeren und rasch zum Handeln geneigten Oesterreicher ein gewisser Zug dazu liege, ohne langes Ueberlegen dreinzuschlagen und drauf loszugehen, und daß dieser Ungeßüm sehr leicht zum Verderben werde, wenn es wider einen besonnenen, überlegenden Gegner gehe, der sich selbst zu beherrschen und die Schwächen des Angreifers sowie die Vortheile seiner Lage klug zu berechnen wisse. So verstanden dürfte jener Schriftsteller so ziemlich Recht haben und beweisen, daß er die Natur des Oesterreichers kennt. Der Oesterreicher hat vorzügliche Eigenschaften des Herzens, um die ihn der Nordländer nur beneiden kann, aber kaltblütiges Ueberdenken ist nun einmal nicht seine Sache. Soll er rechnen, voraus alles ausdenken und zurechtlegen, so kommt er zu keinem Ziele und fängt alsbald an zu ermüden, ja einzuschlafen. Dann aber rafft er sich plötzlich auf, nimmt den Speiß, der längst an der Wand umgefallen ist und rennt mit geschlossenen Augen voll Todesverachtung auf den Feind los, wo er ihn nur vermuthet.

Es wird wohl aus diesem Charakterzuge zu erklären sein, daß der für Gott und für die Menschen so erfreuliche Kampf um die Wiederverneuerung des christlichen Lebens und um die Befreiung der Kirche,

¹⁾ Vergl. Quartalschrift Jahrg. 1895, I. Heft, S. 1; II. Heft, S. 257.

der nunmehr auch in Oesterreich entbrannt ist, hier gerade den Charakter angenommen hat, den er an sich trägt. Lange schien es, als ob in Oesterreich für diese dringende Aufgabe nicht einmal Verständniß vorhanden wäre und viele harte Urtheile haben unsere Brüder in Norddeutschland, die mit der Zunge rascher sind als die Leute südlich vom Main, deshalb über uns gefällt, gleich als habe sich hierzulande alles von oben bis unten dem bequemen Schlummer der Trägheit und der Sicherheit überlassen. Und gewiß, geschlafen haben wir! Aber man thäte uns Unrecht, wenn man uns das als Sorglosigkeit auslegen würde. Wer das glaubte, der kennt die Oesterreicher nicht, und sie sind in der That außerhalb ihres Landes wenig gekannt und meist arg mißverstanden. Es war eben der österreichische Schlaf — kein wohlthätiger, sondern ein schwerer Schlaf, kein Schlaf der Gedankenlosigkeit, sondern jener schwere Schlaf, der uns immer überfällt, wenn wir über eine schwere Sache schwere Gedanken haben und mit diesen nicht recht vorwärts kommen. Da saßen wir wie die Wächter am Grabe des Herrn, Bein auf Bein, den Ellenbogen auf dem Knie, das Haupt gedankenschwer in der Hand, beständig nickend und schwankend und uns nur mühsam vor dem Umsinken während, und neben uns lagen Schild und Speiß auf dem Boden, denn über unserem Denken waren sie uns entfallen. Und was hätten wir auch mit ihnen angefangen? Wir kamen ja mit allem Denken nie weiter als dahin, daß uns einleuchtete, was wir längst wußten, es wäre gut, wenn es anders wäre. Schließlich redeten wir uns — wie ja jeder die Welt durch seine Brillen ansieht — in unserem Halbschlaf den Grundsatz ein, der sich zwar auch sonst findet, aber jedenfalls specifisch österreichisch ist, den Satz, das Denken führe überhaupt zu nichts, Principien und theoretische Grundsätze, wenn es ja deren gebe, seien ohne Wert und Einfluß auf das Leben, das einzige, worauf es ankomme, sei das Thun.

In diesem Traumwachen drang plötzlich der Zug der frischen Morgenluft, die Wirkung des Culturkampfes, kräftig zu uns. Ein Schauer des erwachenden Lebens erfaßte uns. Schlaftrunken fuhren wir in die Höhe und griffen muthig und thatendurstig nach den Waffen. Nur wußten wir nicht, was thun und gegen wen uns wenden. Denn darüber klar zu werden, hatten wir versäumt, ja verachtet. So tappten wir aus Mangel an klaren Zielen im Nebel umher und kamen nicht selten in Gefahr, die Waffen gegen uns selber zu wenden. Dieser Zustand der Rath- und Planlosigkeit drohte uns bereits wieder in Entmuthigung zu versenken. Schon sagten viele: Wozu diese Unruhe? Und sie schickten sich an, sich wieder hinzusetzen und fortzuschlummern. Da riß einer der Muthigsten das Hifthorn von der Seite und stieß den Schlachtruf aus: „Schärfere Tonart!“ Damit hatte er es getroffen. Ein Sturm des Beifalls gieng durch alle Lande und überall tönte es nach: „Schärfere

Tonart!" Jetzt war der Bann gelöst. Jetzt war es mit dem Schläfe vorbei. Jetzt ist dafür gesorgt, daß keiner mehr die Bedürfnisse der Zeit übersehe. Jetzt ist aller Halbheit, aller Unentschiedenheit, allem Gehenlassen das Leben sauer, ja unmöglich gemacht. Das alles ist sehr erfreulich, so erfreulich, daß wir Gott nicht genug für diese Wendung danken können. Hier müssen wir in der That sagen: diese Aenderung konnte nur die Rechte des Allerhöchsten hervorbringen.

Die Lage hat nur eine Schattenseite, aber eine bedenkliche. An Schärfe fehlt es seitdem gewiß nicht, nicht an scharfen Ausdrücken, nicht an scharfen Tadeln, nicht an scharfen Anschuldigungen. Nur leider wissen wir dabei meist nicht recht, was wir eigentlich wollen und sollen, ja wir wollen es oft nicht einmal wissen. Theils sagen wir uns, wir hätten keine Zeit dazu, jetzt lange speculative Untersuchungen anzustellen, theils steifen wir uns immer grundsätzlich, wie wir sagen, auf unseren alten Grundsatz — den einzigen, den wir merkwürdigerweise zäh festhalten — daß Grundsätze überhaupt nichts taugen. Und so regnet es scharfe Streiche, treffen sie, wohin sie treffen. Begreiflich treffen die wenigsten dorthin, wohin sie treffen sollten, weil wir uns darüber selber nicht klar geworden sind, was und bis wie weit wir schlagen wollen, die anderen aber treffen dorthin, wohin unsere Waffen niemals gerichtet werden sollen.

Auf diese Weise geht aber die Kampfeslust in Aufregung, nicht selten in Verwirrung und Uneinigkeit über und führt schließlich zur Störung der von Gott gewollten Ordnung und Zucht, ja selbst zur Verletzung der kirchlichen Grundsätze und Anschauungen. Wir reden uns ein, das komme nur davon, daß die Mehrzahl noch immer der milderen Tonart huldige, ja daß wir selber noch nicht scharf genug seien. So erhitzen wir uns selber beständig noch mehr und werden gegen jene, die damit nicht einverstanden sind und nicht mit uns gemeinsame Sache machen, täglich mehr verstimmt und erbittert.

Sage niemand, daß dies zu hart geurtheilt sei. Niemand ist in eigener Sache Richter. Anderwärts, wo man uns aus der Ferne zusieht und die Dinge unparteiisch und kaltblütig beurtheilt, ist man von diesem Gebaren unserer scharfen Tonart nicht immer erbaut und schüttelt darüber den Kopf. Und wohlverstanden, das gilt nicht bloß von solchen, die allem Eifer in kirchlichen Dingen abhold sind, sondern selbst von den Förderern der christlichen Bewegung. Wir könnten einen hochverdienten, einen mit Recht um seiner Thatkraft, um seiner Besonnenheit, um der erlittenen Verfolgungen willen hochangesehenen Führer der katholischen Literatur und des katholischen Lebens im Auslande nennen, der uns sehr bedenklich sagte: Ich werde mich hüten, über Dinge zu urtheilen, die ich nicht verstehe, aber das muß ich sagen, daß ich Euch in Oesterreich mit Eurer schärferen Tonart oft nicht mehr verstehe und daß ich mit dieser nichts zu schaffen haben will.

Solche und ähnliche Urtheile mögen nicht immer nach unserm Geschmacke sein, es wird uns aber jedenfalls keinen Schaden bringen, wenn wir sie zu Herzen nehmen, und wäre es auch nur deshalb, damit wir nicht jenem Geiste zum Opfer fallen, der die Socialdemokraten und die radicalen, sogenannten „modernen“ Literaten der „Gesellschaft“ und der „Freien Bühne“ bei jedem Bedenken gegen ihre Richtung nur um so entschiedener behaupten läßt, sie allein seien vernünftig, ehrlich, berechtigt, was nicht mit ihnen übereinstimme, sei der Gipfel des Unsinns, der Niedertracht, der Schamlosigkeit. Und selbst wenn wir mitunter auf Bedenklichkeiten stoßen, die augenscheinlich zu weit gehen, so steht es einem besonnenen Manne immer gut, das Wahre vom Falschen zu scheiden und sich wenigstens das zuzunutzen zu machen, was an derlei Uebertreibungen berechtigt ist, und etwas ist ohne Zweifel schon daran.

Wir können also, ohne uns etwas zu vergeben, ganz gut zugeben, daß wir des Guten mit unserer scharfen Tonart nicht selten zu viel thun. Je aufrichtiger wir das gestehen, umsomehr haben wir ein Recht zu erklären, daß es aber auch eine mildere Tonart gibt, die des Guten ganz entschieden zu wenig thut. In der That, es herrscht auch eine solche Strömung und sie nimmt sogar, wenn uns nicht alles täuscht, in neuerer Zeit wieder an manchen Orten überhand. Ob das aus Gegensatz gegen die vorgenannte Richtung geschehe, ob aus anderen Gründen, wollen wir hier nicht untersuchen; genug, daß dem so ist, wie wir gesagt haben.

Die mildere Tonart spielt auf zwei Saiten, der des praktischen Lebens und der der Theorie, indes sich die schärfere Tonart mit einer Saite, mit der der Praxis begnügt. Das allein schon würde der milderen, auch wenn ihre Melodie nicht so herzwinnend wäre, mehr Dauer versprechen, als der schärferen, die durch ihre Einförmigkeit und Festigkeit viel eher zu ermüden und einen Rückschlag herbeizuführen droht. In der Praxis hat die mildere Tonart zu allen Zeiten geherrscht. Schon am Hofe zu Byzanz war sie zur höchsten Virtuosität ausgebildet. Chrysostomus und Epiphanius schildern sie ebenso, wie wir sie später von den berühmten gallicanischen Abbés, den eifrigsten Verfechtern des Gallicanismus, den Vor- und Mit- und Nacharbeitern Voltaires und der Encyclopädisten, zur Anwendung gebracht finden. Diese Männer sangen sie bei Hof und in den Salons der hohen Damen, sie sangen sie um eine Einladung zu Tisch oder auf die Villa, sie sangen sie in der Hoffnung auf ein hohes Amt, eine einträgliche Pfründe, ein Bändchen im Knopfloch, im verzweifeltsten Falle zufrieden mit einem leeren Versprechen, mit einem gnädigen Kopfnicken, mit dem wohlfeilen Lobspruche eines aufgeklärten, versöhnlichen, gebildeten, freien Mannes. Diese Sänger sind noch immer nicht ausgestorben. Sie bilden zwar keine so zahlreiche und geschlossene Schule mehr wie ehemals, wo man ihre Kunst geschäftsmäßig lehrte und übte, aber sie sind noch

zahlreich genug und mehr als genug, und finden immer wieder Nachwuchs, die eifrigsten gerade unter solchen, die sich über Nacht vom Dur zum Moll bekehrt haben, was bekanntlich eine der leichtesten und häufigsten Befehrungen ist. Trotzdem ist diese Art von Musikanten im ganzen ziemlich bedeutungslos. Sie erringen zwar manchmal einen bequemen Stuhl im Orchester, meistens sehen sie sich in ihren Erwartungen aber getäuscht. Indes auch wenn, so haben sie weit weniger Einfluss, als es den Anschein hat. Denn selbst dort, wo man sich stellt, als wäre man von ihrem Gesange entzückt, weiß man, daß Flötenton und Salbenduft, die ganz gut zum Salon passen, nicht einmal auf der Parade taugen, geschweige denn auf dem Schlachtfeld.

Bedenklicher ist eine andere Richtung, die sich in Bezug auf die christlichen Anschauungen, insbesondere auf die kirchlichen Grundsätze, breitmacht. Auch diese ist so alt, wie die vorgenannte. Schon am Hofe zu Byzanz lebten deren, die nur eine regula fidei kannten, das Wort: canite nobis placentia. Auch diese Richtung ist nie ausgestorben. Am Hofe Ludwigs XIV. und unter seinem Nachfolger traurigen Andenkens wurde sie so sorgfältig gepflegt und brachte so viele Musterleistungen zustande, daß die Kirchengeschichte für lange damit zu thun hätte, wenn sie diesem wichtigen Gegenstande die Aufmerksamkeit zuwenden wollte, die er verdient. Welche Rolle diese Schule am Hofe Josephs II. spielte, hat Sebastian Brunner zum Theile, leider nicht vollständig geschildert. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts setzte sie ihr Spiel scheinbar harmloser und deshalb vielfach wenig beachtet fort. Daß sie aber weiter verbreitet war, als man gemeint hatte, daß sie sich mitunter gerade dort eingenistet hatte, wo man sie am wenigsten hätte suchen sollen, auf den Lehrstühlen der Theologie und unter den Verkündigern des Evangeliums, das zeigten die schrecklichen Mißstöne, die wir zu hören bekamen, als das Vaticanum alle ohne Ausnahme nöthigte, die Grundstimmung ihres Herzens laut werden zu lassen. Seitdem ist es, dank der Gnadenleitung Gottes, die sich seiner Kirche nie entzieht, ohne alle Frage besser, viel besser geworden. Es hieße aber die Ohren verstopfen wollen, wenn man nicht zugäbe, daß sich nicht selten und gerade wieder in unserer Zeit ein gewisses Bestreben verräth, die Saiten, die seit dem Jahre 1870 straffer gespannt wurden, etwas herabzustimmen. Der sonderbare Schrecken vor den etwas herben, dem modernen Ohre fremden Tonsführungen der Scholastik, das Bestreben, die einfache, trockene Melodie der kirchlichen Ansichten durch Einfügung so mancher vermittelnden ♯ und ♭ zeitgemäß zu machen, der Wunsch, die an die Tonfolge erinnernde starre Stufenleiter der kirchlichen Auctorität durch eine dem demokratischen Zuge der Zeit mehr entsprechende Ausgleichung der Untertöne mit der Dominante zu mildern, das und so manches andere sind Bestrebungen, die nicht wohl überhört werden können. In neuester Zeit haben wir selbst die alte Melodie von neuem zu hören bekommen, daß die Harmonie

von Glaube und Wissen nur dann hergestellt werden könne, wenn die Orgel des Glaubens um einige Schwingungen tiefer gestimmt werde. Ja man hat uns sogar im Sirenenton den wohlgemeinten Rath vorgesungen, alle frischeren Taktarten, alle kräftigeren Besetzungen des Orchesters, alle neueren Melodien in der Theologie, d. h. alle Apologetik und Polemik als zu leichte Ware preiszugeben, denn der Theologie stehe nur eines an, der ruhige, vornehme Ton des alten Chorals, der schlichte Vortrag des unharmonisirten Credo. Das Merkwürdige ist, daß manchmal selbst solche Männer derlei sanfte Melodien aufspielen, die sonst in der Praxis der scharfen, ja der allerschräfften Tonart ergeben sind. Haben wir doch schon Gelegenheit gehabt, aus ihrem Munde Aeußerungen zu hören, wie, daß man es bei den Anforderungen, die das Leben heute an uns stelle, mit der Verpflichtung zum Breviergebet wohl so strenge nicht mehr zu nehmen brauche, daß man unter den heutigen so ganz veränderten Verhältnissen um die alten kirchlichen, oder wie man lieber sagt, scholastischen Lehren von Geld und Wucher nichts mehr geben könne u. dgl. m.

Diese zweite Schule von der milderen Tonart ist aber weit gefährlicher und verderblicher, als die erste. Die Abschwächung der christlichen und kirchlichen Grundsätze in der Praxis stößt überall auf Verachtung, der Theorie ist die Bewunderung der Schwachen um so gewisser, je mehr sie sich unter dem Scheine der Wissenschaft und des Verständnisses für die Bedürfnisse der Zeit über die Kurzsichtigkeit des zurückgebliebenen Heerhaufens verächtlich äußert. Der Richtung des praktischen Logismus wird kaum einer im guten Glauben hulldigen, dem theoretischen Logismus verfallen leicht auch edle Geister, die es von Herzen ernst mit der Rettung des Glaubens und der Kirche meinen. Zudem ist der Einfluß falscher Grundsätze so groß, so weittragend und so verführerisch, daß es nur wenige gibt, die das zu ermessen imstande sind. Wo sich aber Irrthümer mit der Wahrheit mischen, oder wo die Wahrheit zwar vorgetragen wird, aber nur herabgestimmt, wie dies bei der sogenannten milderen Tonart geschieht, da ist oft die Wirkung am verhängnisvollsten.

So stehen wir in dieser Frage eben auch, wie in allen vor der Aufgabe, zwischen zwei Extremen die rechte Mitte zu suchen. Die rechte Mitte besteht aber diesmal gewiß nicht darin, daß man versuche, eine dritte, eine sogenannte Mittelpartei, zu bilden. Es hat mit den Mittelparteien überhaupt kein Mißliches und nur dann sind sie berechtigt, wenn die beiden extremen Parteien nicht bloß der Form nach, sondern auch in der Sache durchaus das Unrechte wollen. Das ist aber hier weder auf der einen, noch auf der anderen Seite der Fall. Ueberdies ist ja eben die Richtung von der milderen Tonart, wenigstens jene, die sich auf Theorie und Lehre bezieht, selber eine Mittelpartei und zwar eine jener Art, die diesem Worte seine herkömmliche üble Bedeutung angehängt hat. Ist sie doch viel-

fach eine Partei, die der Wahrheit dienen, es aber auch mit den Gegnern der Kirche nicht verderben will, eine Partei, die alles, was auf unserer Seite geschieht, ungeschickt, übertrieben, ungenügend findet, alles, was von anderen geleistet wird, bis zu dem Grade anzuerkennen geneigt ist, daß sie über dem Bestreben, die Feinde günstig zu stimmen, zuletzt in urtheilslose Bewunderung ihres Geistes verfällt.

Die rechte Mitte besteht auch nicht darin, daß einer voll Verstimmung über diese ewigen Mißhelligkeiten und Reibungen sich von allem zurückziehe und sich jeder entschieden ausgesprochenen Meinung, jeder bestimmten Richtung gleich feindlich entgegenstelle. Es gab zu allen Zeiten deren und es gibt insbesondere heute deren, die es als ein Zeichen vornehmer Gesinnung, wie man gerne sagt, betrachten, wenn sich einer ganz und gar von allem öffentlichen Leben, von allem Auftreten, von allem Eintreten für eine Partei fernhält. Diese Geister gehören zu den unfruchtbarsten und unglücklichsten, die sich denken lassen. Ihre Religion beschränkt sich bald fast nur mehr auf die Ueberzeugung, es sei eine Schande, den Katholiken anzugehören, ihre ganze Thätigkeit ist Kritilisieren und Schwarze sehen, ihre Kraft reicht nur zum Seufzen hin. Einmal abgeschlossen von jedem lebendigen Luftzug und von jeder kräftigen Bewegung verkümmern sie in Hypochondrie und moralischer Sichtbrüchigkeit, bis sie zu verkrüppelten, versteinerten Mumien einschrumpfen. Sie selber fühlen sich namenlos elend und machen jeden unglücklich, der mit ihnen zu thun hat, wenn dieser nicht so unedel sein will, sich über sie lustig zu machen. Sie freilich halten sich in ihrer Selbstverblendung für partei- und farblos. Gleichwohl sind sie das nie und nirgends, sondern überall halten sie es ohne Untersuchung schon zum voraus mit allen, die unsere Sache angreifen und deren Vertheidiger und ihre Waffen tadeln. Das liegt auch ganz in der Natur der Sache, wie des menschlichen Charakters. Darum sagt der Herr: Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Sie sind nicht parteilos, sondern überzeugungslos und oft charakterlos dazu. Sie halten sich für selbständig und sind abhängiger von der öffentlichen Meinung, als ein Nervöser von der Witterung. Sie schmeicheln sich, allein den wahren, den höheren, den vermittelnden Standpunkt innezuhaben und sind durch ihre eigene unselige Vornehmheit überall mit Unfruchtbarkeit geschlagen, überall hinausgeschoben und geben auch davon Zeugnis durch die ewige Klage, mit der sie aller Welt zur Last fallen, die Klage, daß man sie nicht verstehe, nicht würdige, nicht zur Geltung kommen lasse.

Die rechte Mitte besteht aber auch nicht darin, daß man die scharfe Tonart ohne weiteres in Bausch und Bogen deshalb verdamme, weil sich ihr so manche bedenkliche Auswüchse anhängen. Kein Diamantensucher wirft den Edelstein weg, weil er nicht geschliffen ist, kein Goldgräber den Klumpen Edelmetall darum, weil

er so viele Schlacken enthält. Der göttliche Heiland hat uns auch in diesem Stücke durch sein Beispiel den Weg bestätigt, den uns Vernunft und Gerechtigkeit weisen. Er hat gewiß den Pharisäern keinen Vorwurf erspart. Gleichwohl sagte er: Nach ihren Werken braucht ihr nicht zu thun, aber was sie lehren, daran müßt ihr euch halten. Wenn das von einer so verwerflichen Secte gilt, so wird es ohne Zweifel auch von einer Partei gelten, von der doch gewiß jeder sagen muß, daß sie durch die Lage der Dinge nothwendig gemacht wurde und daß ihr Auftreten eine wahre Erlösung, die Befreiung aus dem langen, verderblichen Schlafe war, einer Partei, der sicher niemand etwas nachsagen kann, als dies, daß sie das rechte Maß vielleicht noch nicht zu finden weiß, einer Partei, der man ohne Zweifel zutrauen darf, daß sie das wohlbegreifliche Ungestüm ihrer Jugend mit Ruhe und Besonnenheit vertauschen wird, wenn sie durch Rath und Beihilfe aller Gutgesinnten geläutert, gefestiget und zum Siege gebracht ist.

Darum ist es dringende Aufgabe aller derer, denen Wahrheit, Recht und der Sieg des Guten am Herzen liegt, sich dieser Richtung mit aller Entschiedenheit anzunehmen. Daran dürfen uns die bedauerlichen Uebelstände, die ihr anhängen, durchaus nicht hindern. Wenn der Sohn Gottes, wie der Apostel sagt, sich nicht schämte, die Juden seine Brüder zu nennen, wenn der Apostel sich öffentlich rühmt, den Pharisäern anzugehören, so gibt es keinen Grund, der uns hindern könnte, eine Partei zu unterstützen, die ohne Zweifel ernstlich das Beste will und Ernst damit macht, der Kirche die Freiheit zu erkämpfen.

Andererseits muß aber auch die schärfere Tonart lernen, was ihre wahre, ihre größte Aufgabe ist. Sie hat viel geleistet und gleichwohl noch viel zu wenig. Wir tadeln sie darum, daß sie oft zu scharf auftritt, und tadeln sie noch mehr dafür, daß sie trotzdem oft viel zu sehr der milden Tonart folgt. Wieso? Sie ist zu scharf in der Praxis, sie ist oft zu lax in den Principien. In der Art und Weise ihres Auftretens und Sprechens, in dem Verhalten gegen die Personen muß sie sich viel mehr von den Regeln des menschlichen Anstandes und der christlichen Tugend, viel mehr von Klugheit, von Rücksicht, von Mäßigung leiten lassen. Wo es sich aber um die Grundsätze und um die Sache handelt, da muß sie ganz anders, da muß sie viel entschiedener auftreten, da muß sie allem Unterhandeln, allem Verwässern und Abschwächen ein für allemal ein Ende machen, da muß sie überhaupt erst zur Ueberzeugung kommen, daß man es gar nicht ernst genug nehmen kann. Lärm machen und persönliche Angriffe fürchtet die Welt nicht. Im Gegentheil, das liebt sie und unterstützt sie, theils aus Lust am Scandal, theils weil sie sich alsdann sagen kann, daß wir auch nicht aus anderem Lehm geknetet seien, als sie. Was sie fürchtet und fürchtet wie Feuer, das ist dogmatische und philosophische Schärfe, das ist Un-

nachgiebigkeit in allem, was zum kirchlichen Denken und Leben gehört, das ist Principientreue, das ist eine unbeugsame Gesinnung, das ist, wie sie sagt, eine geschlossene Weltanschauung. Männern, die eine solche kundgeben, geht die Welt schon aus dem Wege, vor solchen wagt sie ihre Worte, ihnen traut sie sich nicht ins Angesicht zu schauen. Wollen wir stark werden und siegen, so müssen wir klar, stark und unnachgiebig werden in dem, was unsere Stärke und unser Sieg ist, und das ist nach dem Worte des Apostels der Glaube und alles, was damit zusammenhängt, die kirchliche Lehre in allen ihren Consequenzen die kirchliche Disciplin und das Leben nach dem Geiste der Kirche.

Die ganze Frage haben schon die Alten gelöst mit ihrem Spruche: Fortiter in re, suaviter in modo.

Das pfarrämliche Armutszeugnis in contentiosis.

Von M. Ritter v. Weismahr, k. k. Hofrath a. D.

Im gerichtlichen Streitverfahren kann von mittellosen Parteien das Armenrecht in Anspruch genommen werden. Hiedurch erlangt die betreffende Partei die einstweilige Befreiung von den aus Anlaß des Processes zu entrichtenden öffentlichen Abgaben und Gebühren, eventuell auch das Recht zu verlangen, daß für sie ein ex officio-Vertreter bestellt werde, soferne im concreten Falle die Vertretung durch einen Advocaten gesetzlich geboten erscheint.

Die Grundlage für die Inanspruchnahme des Armenrechtes gibt das legale Armutszeugnis. Unter welchen Voraussetzungen und von wem ein solches Zeugnis auszustellen sei, ist in der noch heute maßgebenden Normal-Verordnung vom Jahre 1840¹⁾ enthalten.

Nach dieser Norm kann als arm in Beziehung auf die Entrichtung von Stempelgebühren nur derjenige betrachtet werden, der von seiner Realität, seinem Capitale, seiner Rente, oder durch Arbeit oder Dienst kein größeres Einkommen bezieht, als der in seinem Wohnorte übliche gemeine Taglohn beträgt; das Zeugnis ist unter Angabe des Zweckes (causa des Rechtsstreites) von dem Pfarrer des Ortes, wo die arme Partei wohnt, auszustellen und von der politischen Obrigkeit zu bestätigen.

Hiedurch erhielt der Ortspfarrer eine ganz gewaltige Würde auferlegt, zumal ihn die Verordnung bei Vermeidung der gesetzlichen Bestrafung verpflichtete, über die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse des Zeugniswerbers genaue und verlässliche Erkundigungen einzuziehen, um die Richtigkeit der angegebenen Umstände prüfen zu können. Das Pfarramt verfügt jedoch

¹⁾ Hofkammer-Präsidial-Decret vom 26. Juli 1840, Justiz-Gesetz-Sammlung Nr. 457.